Mit den Gespenstern reden

Und sich aus der Vereinzelung befreien: Ausblick auf einen Kongress der Kritischen Psychologie in Berlin. **Von Christa Schaffmann**

Es gibt derzeit keine relevante, schlagkräftige und nicht integrierbare Opposition in Deutschland, die eine Alternative zu den gesellschaftlichen Verhältnissen bietet und der herrschenden Politik wirkungsvoll entgegentritt«, sagt Klaus-Jürgen Bruder, Vorsitzender der Neuen Gesellschaft für Psychologie (NGfP). Die Misere steht in der kommenden Woche in Berlin im Mittelpunkt des jährlichen NGfP-Kongresses. Dessen Titel »Die Paralyse der Kritik: Eine Gesellschaft ohne Opposition« zitiert Herbert Marcuse. In den Vorjahren ging es um »Gesellschaftliche Spaltungen« (2017) und »Migration und Rassismus« (2016).

Pluralistisch und interdisziplinär ist der Kongress angelegt. »Wir haben als linke Intellektuelle den Ehrgeiz, aufzuklären, uns mit der Theorie von Marx, Marcuse, Lefèvre und Derrida zu befassen, wissen aber, dass daraus allein noch keine Opposition entsteht«, so Christoph Bialluch aus dem Vorstand der NGfP. »Deshalb werden wir auch über Handlungsoptionen sprechen und den Kongress zur Vernetzung nutzen.« Mit Blick auf die vielen Gruppierungen im Land, die einzelne, systemisch bedingte Erscheinungen in der Gesellschaft leidenschaftlich bekämpfen, sich aber nicht als politisch verstehen oder jede Ein- oder gar Unterordnung ablehnen, fürchtet Bialluch das Ende jeder übergreifenden Diskussion. Den Kongress versteht der Psychologe als Chance zur Annäherung. Notwendig sei auch die Auseinandersetzung mit dem marxistischen Erbe. Es gehe nicht an, dass in den sozialistischen Staaten begangene schwere Fehler zur Verdammung der Idee in Bausch und Bogen führen; dass man nicht nur die damals als Sozialismus bezeichnete Staatsform, sondern die ganze Idee einer besseren, gerechteren Gesellschaft, die nicht auf der Ausbeutung des Planeten und großer Teile der Bevölkerung im Interesse vor allem westlicher Industriestaaten beruht, auf dem Müllhaufen der Geschichte entsorgt. Er ist da ganz bei Jacques Derrida: »Marx' Gespenster« würden »auf Erden wandeln, bis die verübten Gräueltaten aufgearbeitet werden, aber eben auch sein Erbe im Sinne des Versprechens einer gerechteren Welt durch uns angetreten wird.«

DANIEL BOCKWOLDT/DPA

»Es gibt Räume für Freiheit und für Aktionen« (G-20-Gipfel in Hamburg)

Der Historiker Hannes Heer wird in seinem Referat beim NGfP-Kongress an Rudi Dutschke erinnern, der auf Minderheiten setzte, die sich Mehrheiten suchen. Heer hält das Konzept, nach dem eine Minderheit eine andere für den gemeinsamen Kampf gewinnt, auch heute für den einzig denkbaren Weg zu einer Opposition, die – wie Marx es formuliert hat – die Verhältnisse zum Tanzen zwingt. Es gehe, so Heer, um die gut überlegte Bildung von Kernen, die Aufregung erzeugen, zum Beispiel durch bewusste Regelverletzungen, und Leute zum Nachdenken bringen. Genau dafür stehe der Kongress. »Es gibt Räume für Freiheit und für Aktionen. Das muss man immer wieder zeigen und bewusst machen.«

Die Soziologin Elke Steven, eine weitere Referentin, hat das beim G-20-Gipfel in Hamburg erlebt. Sie war dort Beobachterin für das Grundrechtekomitee. Die Proteste hätten die Not vieler gezeigt, die an dieser Gesellschaft leiden und einen Ausbruch wagen. Leider sei es nicht möglich gewesen, in Hamburg anschließend eine breite Diskussion zu führen, sachlich zu bewerten, was gut und was schlecht gelaufen ist. Damit meint sie nicht nur die Gewalt durch die Polizei.

Der 75jährige Arzt und Historiker Karl Heinz Roth wird bei dem Kongress wesentliche Aspekte der konterrevolutionären Metabolisierungsprozesse seit 1968 erörtern: die verfeinerte repressive Toleranz, den autoritären Umbau der politischen Regulationssysteme. Roth wird aber auch Alternativen aufzeigen. Befreiungspotentiale und -tendenzen von heute aus neu beurteilen will der Erziehungssoziologe Burkhard Bierhoff in einem der zahlreichen Panels. Die Ökonomin Corinna Dengler wird sich »Degrowth« widmen, einer Wirtschaftsweise und Gesellschaftsform, die das Wohlergehen aller und den Erhalt der ökologischen Lebensgrundlagen zum Ziel hat. Aus ihrer Sicht hat die Degrowth-Bewegung das Potential zur wahren Opposition, vorausgesetzt, sie stellt sich durch eine dezidiert antikapitalistische, feministische und dekoloniale Perspektive gegen die »Einverleibung« durch den Status quo und kooperiert bei der Befreiung aus der Vereinzelung mit anderen Gruppen.

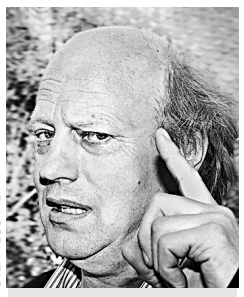
■ 8. bis 11. März in den Räumen der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Franz-Mehring-Platz 1, Berlin-Friedrichshain, www.nfgp.de

»Unser Bewusstsein revolutionieren«

Über Veränderungswillen in bleiernen Zeiten. **Gespräch mit dem Kabarettisten Arnulf Rating**

Bei der Eröffnung des Kongresses der Neuen Gesellschaft für Psychologie am 8. März in Berlin werden Sie Auszüge Ihres aktuellen Kabarettprogramms zeigen. Was hat Sie bewogen, die Einladung anzunehmen?

Ich gehe dahin, um Fröhlichkeit zu verbreiten. Das ist nötig. Der Titel des Kongresses »Die Paralyse der Kritik: eine Gesellschaft ohne Opposition« beschreibt doch treffend die Lage, in der wir uns befinden; auch wenn das Zitat aus den 60er Jahren von Marcuse stammt. Wir erleben wieder eine bleierne Zeit. Die Zunahme von Depressionen bei jungen Menschen etwa ist doch alarmierend. Da ist es gut, wenn Psychologen die Gesellschaft als Störfaktor und Ursache einbeziehen und nicht nur auf das Individuum schauen nach dem Motto: Wenn jemand eine Schraube locker hat, dann liegt es an der Mutter.



SVEN TESCHKE

Arnulf Rating ist derzeit mit seinem Programm »Tornado« auf Tour: www.rating.de

Sie haben die 68er-Bewegung miterlebt. Glaubten Sie damals, die Studenten könnten eine Revolution anstoßen?

Es ging ja nicht nur um Studenten und Revolution. Wir wollten anfangen mit Veränderung. Es gab zu der Zeit eine ganze Reihe von Bewegungen, die gegen herrschende Normen in sozialen, kulturellen und politischen Bereichen auftraten. Da waren Leute dabei, die protestierten gegen den geplanten Bau einer Autobahn, eines Flughafens oder eines Atomkraftwerks. Dass Menschen damals aus ihrer individuellen Situation heraus gesagt haben »Wir wollen hier und jetzt etwas ändern!«, das hat sehr viel bewegt. Diese Art von Veränderungswillen ist heute noch viel mehr erforderlich als in den 60ern und 70ern.

Momentan ist davon wenig zu sehen. Im Gegenteil.

Da gebe ich Ihnen recht. Mich nervt zum Beispiel die Debatte um die Autoindustrie. Die ganze Zeit geht es immer nur um VW und Daimler. Die Autos wurden aber von uns gekauft. Selbst SUV werden immer noch gekauft, und man fährt damit als ökologisch Strenggläubiger zum Biomarkt. Dabei kann sich jeder ein Fahrrad oder E-Bike zulegen und die Feinstaubemissionen reduzieren. Wir tun dies aber oft nicht. Wir verhalten uns selbst wie der von Marcuse beschriebene eindimensionale Mensch. Wir leben allerdings sehr gut und bequem mit unserem aufwändig gespaltenen Bewusstsein.

Sie stehen schon so lange auf der Bühne mit Programmen, die zum Denken und Handeln anregen. Deprimiert es Sie manchmal, wie wenig man als Künstler ausrichten kann?

Veränderungen gehen manchmal schnell, manchmal brauchen sie lange. Als ich angefangen habe, war Schwulsein noch gesetzlich verboten, und Kinder zu schlagen galt als Pädagogik. Atomkraft war Zukunftshoffnung und wird heute selbst von ihren Anhängern nur noch als Brückentechnologie angesehen. Es hat sich also einiges geändert, auch wenn es noch längst nicht genug ist. Wir müssen unser eigenes Bewusstsein revolutionieren. Dafür ist der Kongress der Psychologen eine gute Gelegenheit. Ich nutze sie mit meinem Programm. Denn: Die schärfste Waffe des Pazifisten ist das Wort.

Interview: Christa Schaffmann

■ Kongresseröffnung mit Auszügen aus Ratings aktuellem Programm: 8. März, 19.30 Uhr, Münzenbergsaal am Franz-Mehring-Platz 1, Eintritt frei

■ »Wir alle sind das« Gegenöffentlichkeit und Internet

Wie kühn ist es, auf einem hochpolitischen Kongress wie dem der Neuen Gesellschaft für Psychologie im März in Berlin eine Lanze für das Internet zu brechen, in dem doch Menschen durch Filterblasen verdummen, Hass, Pöbeleien und Gewalt gedeihen? Der Psychologe Daniel Jakubowski hat das vor und sieht in den Kongressteilnehmern, die sehr ernsthaft über die Schaffung von Gegenöffentlichkeit nachdenken, die richtigen Adressaten. »Wenn man es genau nimmt, wird mit dem Internet nur eine Technik bereitgestellt, über die sich unabhängig von Ort und Zeit Menschen miteinander vernetzen können. Dabei macht es nicht unbedingt einen Unterschied – oder jedenfalls nur performativ –, ob sich diese Menschen in einer Wohnung, einem Tagungsgebäude oder einem Internetforum begegnen.«

Jakubowski stellt viele Urteile über das Internet in Frage. »Filterblasen gab es schon lange vor dem Internet, und man kann sich auch heute in ihnen bewegen, ohne Internetnutzer zu sein«, sagte er. Wer stets nur bestimmte Informationsquellen nutze, seinen Bekanntenkreis bewusst auf Gleichgesinnte beschränke oder nur innerhalb einer Generation kommuniziere, lebe auch ohne Internet in einer solchen Blase. Das Internet mache nur sichtbar, was zuvor bereits existierte, auch Süchte, Rassismus, Kriminalität und vieles mehr, was man ihm anlasten möchte.

»Menschen haben über Jahrtausende gelernt, miteinander zu kommunizieren. Sie haben sich dafür im Verlauf der Zeit unterschiedliche Regeln gegeben. Kindern bringen wir auch heute solche Regeln bei. Für das Internet gibt es diese noch nicht oder nur sehr eingeschränkt.« Von hektischen Gesetzgebungsaktivitäten hält der Psychologe nichts. Benimmstandards seien nie über das Strafrecht durchgesetzt worden.

Das Internet ist für Jakubowski nicht in der Lage, die im Kongresstitel »Paralyse der Kritik: Gesellschaft ohne Opposition« erkennbare Sehnsucht nach einer starken Gegenöffentlichkeit unmittelbar zu stillen. Es sei eben keine Zeitung, von der Lenin meinte, sie könne bei der Schaffung einer Arbeiterpartei eine Schlüsselrolle spielen. »Das Internet ist eine Form von Lebensrealität. Man kann keine Position außerhalb des Internets einnehmen und es von dort betrachten. Wir alle sind das. Und darum ist es auch nicht das Internet, das Opposition kreieren hilft, sondern das sind wir.«

Über soziale Medien ließen sich Reichweiten und Sichtbarkeit steigern. Wir könnten mittels entsprechender Plattformen andere von unseren Ideen begeistern und damit stärkere Effekte erzielen als etwa mit Demonstrationen. Berichterstattung sei im Internet bereits inkludiert.

Christa Schaffmann